

CHRISTINE GIRARD

Mademoiselle

Edith

Hymne an die Liebe

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Originalausgabe Dezember 2019

Droemer Paperback

© 2019 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Clarissa Czöppan

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Mark Owen / Trevillion Images;

© PixxWerk®, München unter Verwendung von
Motiven von Shutterstock.com

Abbildung im Innenteil: Ron Dale / Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-30728-1

*»Doch unser Leben gehört uns nicht.
Und Mut ist nichts anderes,
als bis ans Ende zu gehen.«*

Édith Piaf



New York 1949

Ihre Hände zittern nicht mehr vor einem Auftritt, auch wenn sie es nicht mag, im Dunkeln hinter dem Vorhang zu stehen. Allein. Édith fasst sich an den Hals, um zu kontrollieren, ob ihr kleines Kreuz auch da ist, das mit den sieben Smaragden. Sie atmet tief ein und aus, hört auf die Geräusche, die aus dem Zuschauerraum zu ihr hinter die Bühne dringen. Das Stimmen der Instrumente, das Rascheln und Raunen der Zuschauer, ihr Gemurmel. Noch wird gehustet, noch einmal eine Nase geschnäuzt, werden Stühle gerückt. Diese Menschen, die alle an irgendetwas, ihre Lieben, ihre häuslichen Sorgen denken. Die jeden Abend überzeugt werden müssen. Man muss sie überrumpeln, sie mitreißen. Sich ihnen so präsentieren, dass sie ihr glauben, von Anfang an. Dann plötzlich, wie auf ein geheimes Zeichen hin, tritt Ruhe ein. Solche Macht hat sie: Als würde ihre Konzentration sich schon jetzt, von hier aus auf den Saal erstrecken. Ihr Wille Wellen ausstrahlen, ihre Gegenwart allein die Menschen zwingen, ihr zuzuhören.

Es ist wie immer.

Und doch ist es anders, alles ist anders. Édith kann es sich nicht leisten, daran zu denken, was diese Veränderung verursacht hat (nicht jetzt, nicht bald, am liebsten nie), aber sie weiß darum. Sie wird dieses Anderssein nutzen, herausholen aus sich und mit ihrem Publikum gemeinsam betrachten, wenn es Zeit dafür ist.

Durch ihre Lieder, ihre Chansons. Nur nicht sofort. Noch muss sie funktionieren.

Noch einmal der Griff zur Kette, das Kleid heruntergestrichen, das kleine Schwarze. Nie war es passender als heute. Dann nimmt sie ihren Mut zusammen, denn den braucht es schon, auch wenn ihre Hände nicht mehr zittern. Bergeweise Mut.

Als Édith Piaf an diesem Abend die Bühne betritt, stehen den Musikern Tränen in den Augen.



Paris 1947

Die Männer warten schon auf sie, sie warten immer. Das ist für Édith nichts Ungewöhnliches. Sie genießt das Wissen, dass die Welt sich um sie dreht, dieser Morgen, diese Stadt: Paris liegt ihr zu Füßen. Kein Radio, das nicht ihre Lieder spielt, keine Zeitung, die nicht über sie berichtet. Sie muss lächeln, als sie an einem der grünen Kioske vorbeikommt, mit seiner typischen Kuppel und den Postkarten davor, dahinter aber sie, sie, sie. Die Presse ist voll von ihren Auftritten, ihren Konzerten, ihrem Ruhm. Von *France Soir* über *Le Monde* bis hin zum *Figaro* berichten alle über Édith Piaf, die große, unvergleichliche Piaf, das Naturereignis, das Wunder. Sie ist schon lange nicht mehr der Spatz von Paris, das kleine, abgerissene Mädchen, sondern die »Nachtigall der Nation«, wie ein Kritiker sie erst jüngst bezeichnete. Und im *Journal du Dimanche* werden ihr Liebschaften mit nicht weniger als neun jungen Männern nachgesagt. Was dann selbst für ihre Verhältnisse und ihr Alter nicht schlecht ist, schließlich hat sie die dreißig schon überschritten!

Édith lacht, sie ist bester Laune. Zur Feier des Tages kauft sie dick mit Sahne und Pudding gefüllte Eclairs in der nächsten Patisserie, für ihre neun Männer gleich mit. Die Luft ist wundervoll frisch, die typische Pariser Frühlingsluft, die Édith so liebt, geschwängert vom Duft der Veilchen. Die Cafés und Restaurants

haben ihre Stühle und Tische bereits nach draußen gestellt, im Jardin du Luxembourg blühen die Bäume. Die Spuren der deutschen Besatzung sind noch zu sehen, natürlich, doch die Stadt ist dabei, sie abzuschütteln. Das Grau der Steine wird überstrahlt vom blauen Himmel, den weißen Tischtüchern, dem roten Lippenstift der Französinen: den Farben der Trikolore. Am Ufer der Seine haben sich die ersten Sonnenhungrigen zu einem Apéro verabredet, ihrem ersten Picknick unter freiem Himmel in diesem Jahr, und teilen sich eine Flasche Wein, ein Baguette und etwas Käse.

Paris im Frühling ist einfach unwiderstehlich!

»*Salut!*«, ruft Édith in ihr Appartement in der Rue de Berri und schließt mit dem Fuß die Tür. Das Klavierspiel, das eben noch zu hören war, verstummt. »Habt ihr schon auf mich gewartet?« Sie strahlt in die Runde der versammelten Männer, drückt dem Nächstbesten, in diesem Fall René, das Tablett mit den Eclairs in die Hand und streift Jean-Louis' Wange mit einem Kuss. Wie ein Wirbelwind fegt sie durchs Zimmer, zieht die Handschuhe ab und wirft ihren Mantel achtlos in die Ecke.

Ihre Männer, die neun Mitglieder der Compagnons de la Chanson, haben sich über das ganze geräumige Wohnzimmer verteilt und sich die Wartezeit mit Zeitschriften und Kartenspielen vertrieben. Jo balanciert einen Teller mit einem Sandwich auf den Knien, Gérard kritzelt Noten. Hubert am Flügel spielt einen Tusch.

»Wieso sollten wir gewartet haben, *chérie?*«, fragt Jean-Louis. »Du bist doch erst seit ...« Er sieht auf die Uhr an seinem Handgelenk, die Édith ihm geschenkt hat. »Erst seit drei Stunden überfällig. Nein. Vor Mitternacht haben wir nicht mit dir gerechnet.«

Édith lacht und verwuschelt ihm zärtlich und besitzergreifend zugleich das Haar, was ihn den Kopf wegdrehen lässt. Ihr Lachen ist dunkel und tief, voller Timbre, das die Menschen immer wieder in Erstaunen darüber versetzt, wie eine so kleine, schwächliche Person ein solches Stimmvolumen haben kann. »Paris im Frühling ... Ich konnte einfach nicht widerstehen. Und ich habe mich mit Loulou getroffen. Es gibt Neuigkeiten.«

Die Männer im Wohnzimmer horchen auf. Louis Barrier ist Édiths Berater, ihr genialer Freund und Impresario und stets für eine Überraschung gut. Was hat er ihnen nicht schon alles für Engagements und Gastspielreisen besorgt! Immer als Anhängsel der großen Édith Piaf, als ihre musikalische Begleitung, sicher. Doch ohne Louis, ohne Loulou, wie Édith ihn nennt, hätten die Compagnons de la Chanson sicher nicht Frankreich und Europa erobert.

Hubert schließt die Klaviatur. »Eine neue Tournee?«, fragt er erwartungsvoll. Er kommt rüber, setzt sich zu den anderen an den Tisch.

Eine Tournee, das käme jetzt genau recht. Nicht nur, dass sie das Geld gebrauchen könnten, vor allem Édith, die ihre Einnahmen mit vollen Händen verteilt. Ständig muss irgendein Kurort, ein Saal oder ein Kino in der Provinz eingeschoben werden, damit die Diva ihre Rechnungen begleichen kann. Es macht jedoch Spaß, mit der Sängerin zusammen zu sein. Anstrengend ist es, sicher, denn sie kann launisch und besitzergreifend sein, was der arme Jean-Louis wohl am besten weiß. Aber normalerweise ist die Piaf immer noch mehr lustiger Spatz als ernsthafte Nachtigall, wenn sie nicht auf der Bühne steht. Frech und flatterhaft und fabelhaft unkompliziert. Sie kann, wenn sie will, ein leeres Zimmer unterhalten, und die Männer verehren, fürchten und schätzen sie gleichermaßen. Wisst ihr noch: Biarritz, Aix-les-Bains, Stockholm ... Zigaretten machen die Runde, die Luft wird schnell schwer von Rauch und Erinnerungen.

»Geht's wieder nach Schweden?«, will Guy wissen. Er ist einer der Jüngsten der Compagnons, verfügt aber über einen wundervoll tiefen Bass. Zudem dokumentiert er eifrig die Reisen der Gruppe.

»Das könnte dir so passen.« Édith droht ihm spielerisch, dann setzt sie sich auf die Sessellehne zu Jean-Louis und fährt ihm mit dem Finger den Haaransatz entlang. »Nein, ich fürchte, deine Ginou muss dieses Mal zu Hause bleiben, aber ...« Sie blickt auf, ihre Augen blitzen. »Wir brauchen Champagner. Für die Neuigkeiten, die ich habe, ist Champagner genau das Richtige.«

Während einer der Männer in die Küche eilt, ergötzen sich die anderen an Geschichten ihrer letzten Göteborg-Reise. Wie Guy das Kunststück vollbracht hatte, seine sechzehnjährige Geliebte mit auf die Tour zu schmuggeln. Als Édiths Coiffeuse hatte sich das Mädchen frech ausgegeben, obwohl sie vom Haareschneiden so wenig verstand wie die Piaf vom Kochen.

»Bei meinen Haaren konnte sie aber auch nicht viel verkehrt machen«, scherzt Édith großzügig und schüttelt die strubbeligen kaum zu bändigenden Locken. Normalerweise leidet sie unter ihrem Äußeren. Unter ihren großen Augen, dem widerspenstigen krausen Haar, ihrer geringen Körpergröße. Sie muss schon besonders gute Nachrichten haben, wenn sie über sich selbst lachen kann. »Außerdem war die kleine Ginou meine Rettung. Sie konnte die Kellner in den Hotels so wunderbar bezirzen, dass sie uns noch nachts um vier etwas zu essen brachten.«

Guy wird rot. »Und dann das Abenteuer mit dem Flugzeug«, wirft er ein, um von sich und seiner jungen Geliebten abzulenken. »Die schwedischen Zeitungen waren voll davon.«

»Ah, *oui*, als Édith in Stockholm schlecht geworden ist und sie dachte, sie müsse sterben«, fällt einer der Männer ein.

»Ich dachte ja auch, ich müsse sterben. Und mir ist eben nicht nur schlecht geworden, ich war wirklich krank«, ergänzt die Diva.

»Und deshalb musstest du auf der Stelle nach Paris«, sagt Jean-Louis, immer noch verletzt, dass sie ihm nicht Bescheid gesagt, ihn nicht mitgenommen hat.

»Sofort. Und es gab keinen Flieger, zumindest wollte diese *pimbêche* am Flughafen mir kein Ticket geben.«

»Also hast du gleich das ganze Flugzeug gekauft.«

»Ich habe das Flugzeug nicht gekauft, *mon chérie*, ich habe es nur gemietet.« Wieder will sie Jean-Louis durch die Haare fahren, der ihre Hand jedoch abfängt.

Und, um die Geste abzumildern, ihre Fingerspitzen küsst. »Fünfundvierzig Plätze nur für dich allein. Ist dir nicht einsam zumute gewesen?«

»Ich hatte ja den Kapitän, um mir Gesellschaft zu leisten«, erwi-

dert Édith ein wenig boshaft, winkt dann aber beschwichtigend ab. »Aber nein, mir war viel zu elend zumute. Und ich wollte nicht in der Fremde sterben. Das will ich niemals: fern von Paris sterben. Niemals.«

Eine eigenartige Stille, ein Moment der Ernsthaftigkeit senkt sich auf die Gruppe, der erst von René durchbrochen wird, der den Champagner bringt.

»Habe ich etwas verpasst? Was gibt es?« Er schenkt ein, während sein Bruder Fred die vollen Gläser verteilt.

»Also, wir haben ein neues Engagement«, eröffnet die Piaf und strahlt über beide Ohren. »Und zwar in ...« Sie macht eine kunstvolle Pause. »New York«, ruft sie dann und reckt ihr Glas gen Himmel wie eine lebendig gewordene, ausgelassene Freiheitsstatue.

Einen kurzen Augenblick lang bleibt es ruhig. Dann bricht der Jubel los, die Männer schlagen sich gegenseitig auf den Rücken, schütteln sich die Hände.

New York! Ist das zu glauben? New York! Nicht in ihren kühnsten Träumen hätten sie sich das vorstellen können. Gläser werden erhoben, es wird getrunken, sich zugeprostet. Auf New York, den Big Apple, wie ihn die Amerikaner nennen, kein Mensch weiß, warum und was ein Apfel damit zu tun hat, aber sie würden es rausfinden. Die Stadt sehen, *la grosse pomme*. Sie würden auftreten und sich den Apfel einverleiben, ein gehöriges Stück davon abbeißen. Ohne Frage: Sie sind die Compagnons de la Chanson, sie gehören zu Édith Piaf, dem Spatz, der Nachtigall, dem Wunder.

Nur einer der Männer, Hubert, bleibt merkwürdig still. Ausgerechnet er, der für die Reiseorganisation der Gruppe zuständig ist.

»Was ist, Hubert? Graut es dir vor der Überfahrt?«, necken ihn die Männer.

»O ja, die Überfahrt. Da werden die Kellner aber staunen, wenn es Madame mitten in der Nacht nach einem saftigen Steak gelüftet.«

»Nach viel mehr als nur nach einem Steak.«

»Aber saftig muss es sein.«

Ein Witz jagt den nächsten, die Piaf lacht dazu. Dass Hubert nur gezwungen lächelt, fällt ihr jedoch auf. »Nun raus damit, spuck es aus. Was gefällt dir nicht an New York?«, will sie wissen und trinkt einen kräftigen Schluck Champagner.

»Unser Repertoire. Es ist ... nun ja, französisch.«

»Natürlich ist unser Repertoire französisch«, ruft jemand dazwischen. »Wir sind ja Franzosen, oder etwa nicht?«

»Es sind Volkslieder, französische Folklore«, wendet Hubert ein.

»Na und? Die Amerikaner werden es lieben«, behauptet einer der Männer.

»Natürlich«, pflichtet ein anderer ihm bei. »Die Belgier, die Schweden, selbst die Deutschen haben es gemocht. Und die haben ja nun überhaupt keinen Geschmack, wie man weiß.«

»Warum? Sie haben Paris geliebt. Sie haben doch Geschmack.«

»Ja, zu sehr geliebt, wenn du mich fragst. Schließlich wollten sie es sich gleich unter den Nagel reißen.«

»Halt, halt!« Die Piaf hebt ihre Hände, und es wird augenblicklich ruhig. Sie hat diese Ausstrahlung, und es ist nichts Gebieterisches, nichts Lehrerinnenhaftes an ihr. Es ist schlicht und einfach pure Eleganz, mit der sie ihre Bewegungen kontrolliert und ihre tiefe Stimme moduliert, die sämtliche Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Wie eine Puppenspielerin, die alle Anwesenden an unsichtbaren Fäden zu sich zieht. »Hubert hat recht. Wir müssen arbeiten, brauchen ein Repertoire. Ein paar Lieder, die die Amerikaner umhauen werden. Lasst uns gleich anfangen.« Sie trinkt ihr Glas aus und deutet dann auf den Flügel, und die Männer kennen sie gut genug, um zu wissen, dass der vergnügliche Teil des Abends vorüber ist. Sie kann sekundenschnell umschalten, ihre Meisterin, ihre Piaf, und sie tun gut daran, ihr anstandslos zu folgen. Nur kurze Zeit später wälzen die Männer Noten, und der Raum summt vor Plänen und Melodien.

Édith beobachtet sie und reckt sich, zufrieden wie eine Katze. O ja, Paris im Frühling ist einfach unwiderstehlich. New York im Herbst wird phänomenal!

Édith gibt es auf. Sie ist hellwach. Das ist der Champagner, ganz bestimmt. Er und die Liebe lassen einen nicht einfach so einschlafen. Das ist doch nur natürlich! Obwohl Männer das anders empfinden müssen, denn Jean-Louis schlummert schon tief und selig. Und er schnarcht. Édith setzt sich auf, beugt sich über ihn und hält ihm die Nase zu. Nach einem kleinen Augenblick atmet er durch den Mund, murmelt etwas und dreht sich auf die Seite.

Belustigt, aber auch ein wenig gereizt betrachtet sie ihn. Jean-Louis ist ein attraktiver Mann, was er sehr wohl weiß. Nicht schön im klassischen Sinn, aber nach dieser Schönheit hat ihr sowieso nie der Sinn gestanden. Seine lange, markante Nase ist das Erste, was einem auffällt, außerdem findet sie, dass er recht große Ohren hat. Doch, hat er. Sie zupft auffordernd an seinem Ohrfläppchen, was Jean-Louis mit einem unbewussten Schnauben zur Kenntnis nimmt. Der Schlaf der Männer! Édith seufzt. Nein, seine Nase und seine Ohren sind nicht das, was an ihm bemerkenswert ist. Es sind diese graublauen, strahlenden Augen, diese unbestimmte Schieferfarbe, wie Neugeborene sie haben. Und sein schräges, leicht ironisches, siegessicheres Lächeln. Dazu kommt natürlich noch seine Stimme, dieser wundervolle Bass ... O ja, er weiß, dass er ein attraktiver Mann ist. Und er gehört ihr allein.

Édith spielt mit dem Gedanken, sich an den Schlafenden zu schmiegen, ihn zu wecken, ihn, wenn schon nicht mit Champagner, dann wenigstens mit Liebe wach zu halten, überlegt es sich dann aber anders. Nein, sie braucht im Gegenteil ein *bonnet de nuit*, einen Schlaftrunk, am besten einen Calvados.

Entschlossen schlüpfte sie aus dem Bett und will schon nackt, wie sie ist, ins Wohnzimmer gehen, als sie sich vorsichtshalber doch noch ihren Morgenmantel überzieht. Es ist spät geworden letzte Nacht. Alle haben über ein Repertoire gebrütet und Pläne geschmiedet, die Aufregung war mit Händen zu greifen. Ah, so liebt sie es, diese Nächte voller Arbeit und Alkohol und Männer, nun gut, kann nie schaden, wenn genug um einen herum sind. Als sie sich schließlich mit Jean-Louis ins Schlafzimmer verzogen hatte, waren einige der Männer noch beschäftigt gewesen, ist also gut

möglich, dass einer der Compagnons hier übernachtet hat. Auf dem Diwan, auf dem Sofa, irgendwo, wo Platz war.

Édith wäre nicht überrascht. Sie ist es gewohnt, nach einer ihrer vielen improvisierten Partys über Gäste zu stolpern, gebetene ebenso wie ungebetene. Oft genug war mit ihnen am nächsten Morgen dann der eine oder andere Geldschein verschwunden, das Porzellan und einmal sogar ein Paar teure Schuhe, *et alors?* Ihre Wohnung ist schließlich groß genug, und was sie besitzt, das teilt sie gerne. Was hätte es sonst für einen Sinn, Geld zu verdienen?

Im Halbdunkel findet Édith den Gürtel ihres Morgenmantels nicht, lässt ihn offen und steigt über die Kleider, die Jean-Louis und sie gestern gar nicht schnell genug loswerden konnten und die überall im Zimmer verstreut sind. Noch nicht einmal hinter dem Wandschirm war er wie sonst verschwunden, um ihr Zeit zum Auskleiden zu lassen. Der Gedanke an New York hatte die beiden elektrisiert!

Im Wohnzimmer riecht es nach kaltem Rauch und Alkohol, und Édith öffnet als Erstes eines der großen Fenster. Es dämmt bereits. Den Eiffelturm, das stählerne, knöcherne Gerüst, kann man von ihrer Wohnung aus nicht sehen, aber das macht nichts. Sie wohnt schließlich gleich dahinter, im wohlhabenden sechzehnten Arrondissement und seinem Bois de Boulogne. Nun ja, genau genommen blickt Édith im Augenblick keineswegs auf den berühmten Stadtpark, sondern auf die siebenstöckige neoklassizistische Häuserfassade gegenüber, auf die typischen Steinquader, die kleinen Balkone mit eisernen Balustraden. Über den Mansardendächern mit ihren Dachluken ist schon ein Streifen blassblauer Himmel zu sehen. Es wird ein schöner Tag. Die Luft ist schon jetzt fantastisch.

Édith atmet tief ein und lässt ihre Gedanken nach Amerika fliegen, nach New York. Die Häuser dort sind noch höher, der Himmel weiter. Wer weiß, wann sie das nächste Mal Pariser Frühlingsluft atmen wird. Die Gastspielserie soll im Herbst im Playhouse am Broadway beginnen und zunächst mehrere Wochen dauern,

wird jedoch sicherlich verlängert, wenn sie ein Erfolg wird. Und davon geht sie aus.

Natürlich wird es ein Erfolg, den Einwänden von Hubert zum Trotz.

Sicher, ihr Programm ist ganz auf ihr französisches oder zumindest französischsprachiges Publikum zugeschnitten. Aber es ist jetzt auch nicht mehr so schwer, so düster. Nicht nur voller Moritaten und Balladen, ihren »Gespenstergeschichten«, wie sie sie nennt. Sie hat jetzt auch ein paar Melodien im Gepäck, die »leicht« sind, die sich mitsummen lassen, allen voran natürlich das von ihr verfasste *La vie en rose*. Auf eine Tischdecke hingekritzelt hatte sie das dumme Liedchen, um einer Kollegin einen Gefallen zu tun. Wer konnte schon wissen, dass so ein Erfolg daraus werden würde? Es spricht nichts dagegen, dass auch die Amerikaner dem Liebeslied erliegen werden.

Huberts Einwand, dass die Amerikaner ihre Chansons nicht verstehen würden, lässt sie ebenfalls nicht gelten. Sie wird Englisch lernen, wird schon nicht so schwer sein, zumindest nicht so schwer wie das harte, streitbare Deutsch, das einem während der Besatzungszeit in den Ohren schmerzte. Nein, Englisch klingt doch ganz nett. Édith überlegt, welche englischen Worte sie kennt, aber außer *good morning* will ihr nichts einfallen. Wie wohl der Champagner auf Englisch heißt? Wie die Liebe? Nun, sie wird es herausfinden. Und bis es so weit ist, muss eben jemand den Amerikanern die Texte erklären, ein *Conférencier*, genau. Sie würde mit Loulou darüber reden. Bei *La vie en rose* muss eh nicht viel erklärt werden. Édith schnaubt amüsiert.

Ein trivialer Text, allerdings auch ein allgemeingültiger. Denn wer kennt es nicht, das Verliebtsein, das einen das Leben durch die rosarote Brille sehen lässt? Das einen glücklich, zum Sterben glücklich zurücklässt? Und wer kennt nicht die Sehnsucht nach dem Einen, dem Richtigen, ihm, der alle anderen Männer vergessen macht? *C'est lui pour moi, moi pour lui dans la vie ...* Er für mich, ich für ihn, bis ans Ende unserer Tage. Ja, so sollte es sein.

So ist es doch, oder? Jean-Louis ist, einer kleinen, zweifelnden

Stimme zum Trotz, dieser Richtige. Eine Stimme, die an diesem Morgen einfach nicht verstummen will ...

Édith wird kalt. Der Wind weht kühl herein, fährt unter ihren Morgenmantel. Die Brise jagt ihr Gänsehaut über den Körper, und sie muss daran denken, wie sie einmal, aus purem Liebeskummer, eine ganze Nacht lang nackt und fröstelnd im Zimmer stehen geblieben war. Aus Protest, weil Er, ein anderer Er, den sie für den Richtigen gehalten hat, nicht gekommen ist. Als Selbstbestrafung, weil sie so sehr daran geglaubt hat. Er ist es nicht gewesen, wieder einmal nicht, und die Enttäuschung darüber hat sie fast versteinern lassen. Ihre Freundin Momone hat sie damals gerettet, sich mit ihr auf den Fenstersims gestellt, ebenso nackt wie sie. Ein Schock selbst für diese Nachbarschaft, die zu der Zeit hauptsächlich aus Nutten und deren Freiern bestand.

Bei der Erinnerung daran muss sie lächeln.

Momone, ach ja. Verrückte, liebe, böse, grässliche Momone. An ihre »Schwester« hat sie bislang noch gar nicht gedacht. Ihr muss sie die frohe Botschaft, die Reise nach Amerika, natürlich auch noch verkünden. Sicher würde sie mitkommen wollen.

Édith erschauert, als hätte sie eine böse Vorahnung gestreift. In ihrem Herzen macht sich Traurigkeit breit, als könnte sie etwas heraufdämmern sehen, so rosig und gleichzeitig so kalt wie der Morgen über Paris. Schnell fasst sie an ihr Medaillon, das sie niemals ablegt, küsst es und schließt das Fenster. Rafft ihren Morgenrock zusammen und geht eilig zurück ins Schlafzimmer. Dort schlüpft sie zurück ins Bett und schmiegte sich, Trost und Wärme suchend, eng an den Geliebten.

Jean-Louis in seinem Schlaf schauert vor ihrer Kälte.

Das kleine Straßencafé in Montparnasse, das Édith ausgesucht hat, liegt abseits der belebten Rue de la Gaîté, was Momone mit einem spöttischen Lächeln quittiert. Ihr entgeht nicht viel, das war schon immer so. »Spuck's aus«, befiehlt sie, kaum dass sie auf einem der Korbstühle Platz genommen hat. Sie knöpft ihre derbe, doppelreihige Kostümjacke auf, ohne sie auszuziehen. »Ist dir

dein Ruhm zu Kopf gestiegen, und die Presseleute werden dir zu viel, oder willst du nur nicht mit mir gesehen werden?»

Von beidem etwas, ist Édith versucht zu antworten, lässt es aber lieber bleiben. Auf einen weiteren Streit hat sie keine Lust, sie will in Ruhe frühstücken. »Willst du Kaffee? Nichts sonst? Du kannst dir alles bestellen, worauf du Lust hast, das weißt du.«

»Natürlich weiß ich das. Nein danke. Nur Kaffee. Aber in einer Tasse«, ruft sie dem Kellner hinterher.

»Du bist albern«, kann Édith sich nicht beherrschen zu bemerken. »Er schmeckt im Glas nicht anders.«

»Meinst du«, gibt die Freundin nur spitz zurück.

Sie sitzen nebeneinander am runden Bistrotisch vor einem der großen Fenster. Draußen in der Sonne füllen sich die Plätze, im Café selbst bleibt es angenehm ruhig. Édith legt heute keinen Wert auf neugierige Blicke und fühlt sich nach der letzten schlaflosen Nacht wie gerädert. Ein Foto in einem der Klatschblätter kann sie nicht brauchen, schon gar nicht mit Momone. Es würde Loulou nur aufregen. Ihr Manager ist stets bemüht, die alte Freundin von Édith fernzuhalten. »Schlechter Einfluss« ist noch das Harmloseste, was er über sie gesagt hat. Meist nennt er sie nur »die Giftspritze«.

Der Kellner bringt den Kaffee, Momone vergreift sich am Zucker: Vier Löffel müssen es mindestens sein.

Ohne großen Appetit zupft Édith ihr Croissant in kleine Stücke, nippt ein wenig an ihrem Café au Lait. Er schmeckt mild und wohltuend, ganz anders als der bittere Morgenkaffee, den sie nach der schlaflosen Nacht getrunken und der nach Erde geschmeckt hat. Dazu kam noch ein völlig sinnloser Streit mit Jean-Louis über ihre Heiratspläne, doch jetzt stimmt der sanfte, helle Milchkaffee sie versöhnlich.

»Also, du wolltest mit mir sprechen.« Momone tunkt ihren Finger in das kleine Schälchen mit Marmelade, das mit Édiths Croissant gebracht wurde, und steckt ihn sich in den Mund. Über die aufgestützte Hand hinwegblickend, lässt sie die Freundin nicht aus den Augen.

»Ja, es geht um unsere neue Tournee ...«

»Wieder mit deinem kleinen Chor?«, unterbricht Momone abschätzig. Ihr fällt es von jeher schwer, sich in den riesigen Tross einzureihen, der Édiths Reisen begleitet. Seit die Sängerin und ihre Compagnons nur noch zu zehnt unterwegs sind, ist das praktisch unmöglich, was Momone Anlass zu viel Spöttelei gibt: *Mon Dieu*, wie viele Menschen braucht es eigentlich, um auf der Bühne ein paar Lieder zu trällern?, hat sie einmal voller Hohn gefragt.

»Natürlich wird die Tournee wieder mit den Compagnons stattfinden! Gemeinsam sind wir sehr erfolgreich. Das Publikum liebt uns.« Édiths Stimme klingt trotzig.

»Dann sorg bloß dafür, dass das Publikum sie nicht irgendwann zu sehr liebt.« Momone nimmt sich das Salatblatt von Édiths Teller und steckt es sich in den Mund.

»Was soll das heißen?«

»Ach, *chérie*.« Die Freundin lässt sich mit einer dramatischen Geste nach hinten fallen. »Erinnere dich an Yves, deinen Cowboy. Ihn hast du auch groß gemacht, nachdem du ihn aus seinen scheußlichen Anzügen gepulvt hast. Und das sogar wortwörtlich.« Sie grinst anzüglich.

Édith schüttelt zwar den Kopf, widerspricht aber nicht laut, als Momone auf ihren Ex-Geliebten anspielt. Yves war tatsächlich als übler Yankeeverschnitt in groß karierten Kostümen aufgetreten, als sie ihn kennenlernte, ein Möchtegerncowboy mit Pomade im Haar und untertäglichem Machogehabe. Trotzdem war es ihr gelungen, das Potenzial des jungen Künstlers zu erkennen, sein unglaubliches Talent. Inzwischen ist der Name Yves Montand in Paris in aller Munde, und ja, sie hat ihn erfunden, ihn gefördert, ihn »groß gemacht«, wie Momone es ausgedrückt hat. Und ihn fallen gelassen, als er eine Spur zu unabhängig und zu erfolgreich, als er zu ihrem Konkurrenten wurde.

»Yves ist Geschichte«, sagt Édith und schiebt den Teller mit dem zerrupften Croissant von sich.

»Ja, und du neigst dazu, sie zu wiederholen. Isst du das nicht mehr? *Merci*.«

Gereizt beobachtet Édith, wie Momone sich das Gebäck mit

spitzen Fingern zusammensucht. »Warum bestellst du dir nicht selber ein Frühstück?«

»Es schmeckt mir irgendwie besser, wenn ich es von dir stehlen kann«, erwidert Momone mit vollem Mund und trinkt danach einen Schluck ihres süßen Kaffees, um das Croissant herunterzuspülen.

Mit einer Mischung aus Abscheu und Faszination betrachtet Édith die Frau, die sich gern als ihre Halbschwester ausgibt und sich eine verworrene Biografie dazu ausgedacht hat. Édiths Akrobatenvater ist zwar weiß Gott kein Kind von Traurigkeit, und ihr werden einige Halbgeschwister angedichtet, bei Momone ist es allerdings eher unwahrscheinlich.

Sie kennen sich, seit sie vierzehn waren. Simone, wie Momone in Wirklichkeit heißt, arbeitete zu der Zeit in einem Handwerksbetrieb, schraubte Einzelteile für Automobile zusammen und war von Anfang an voll Bewunderung für die unabhängige, freche Édith, die in den Tag hineinlebte, in ihrem Viertel Kunststücke aufführte und auch schon das eine oder andere Chanson schmetterte. Und Édith, die wusste, dass man zu zweit auf den Pariser Straßen sicherer war und man ihnen auch nicht so leicht den Spendenteller wegschnappen konnte, hatte Momone nur zu gern auf ihre Streifzüge mitgenommen. Die beiden waren aus dem gleichen Holz geschnitzt: Streuner, Vagabunden, vorlaute Gören mit einer Sehnsucht nach Liebe und Abenteuer. Kurze Zeit später war die eine nicht mehr ohne die andere zu sehen, und Momone fing an zu behaupten, sie seien Halbschwestern.

Von der Größe her und den Haaren könnte es sogar hinkommen, denkt Édith, vor allem, weil die Freundin von jeher ihre Frisur und ihren Kleidungsstil imitiert. Auch wenn sie früher hübscher gewesen ist mit ihrem Schollmund und den Pausbacken, die von den kleinen, rattenhaften Augen abzulenken vermochten. Inzwischen sind Momones Lippen schmal geworden, und der Blick, mit dem sie ihre Umwelt mustert, wirkt nicht mehr frech und wachsam, sondern berechnend.

»Wie kannst du behaupten, ich würde meine Fehler wiederho-

len?«, nimmt Édith das Gespräch wieder auf. »Jean-Louis ist ganz anders als Montand. Man kann sie nicht vergleichen.«

»O ja, das kann man so sagen«, lacht die Freundin, die zu Yves immer ein besonderes Verhältnis hatte. Auch wenn sich die beiden nie gemocht haben, so haben sie sich doch als Gegner geschätzt: Der große, schlaksige Einwanderersohn Montand und die untersetzte Straßengöre teilten denselben Ehrgeiz. Und ihre Besitzansprüche in Bezug auf Édith. Von Jean-Louis hingegen hält sie nicht viel und macht auch kein Geheimnis daraus: zu nett, zu sehr Gentleman. Eine Heirat, die Édith so sehr herbeisehnt, hält Momone für einen schweren Fehler.

Nun, denkt Édith, einen Fehler, der wahrscheinlich gar nicht begangen wird, wenn Jean-Louis' Mutter weiter so vehement dagegen intrigiert. Die Hochzeit ist ein heikles Thema in ihrer Beziehung zu ihrem Geliebten, ein ständiger Streitpunkt, den sie auf keinen Fall mit Momone diskutieren will. »Also«, sagt sie und fährt sich durchs Haar, »ich will jetzt nicht mehr über Jean-Louis oder Yves sprechen. Es sind gute Neuigkeiten, die ich dir erzählen will.«

»Also?« Die Freundin sieht sie erwartungsvoll an und verzieht dabei die Nase wie eine hungrige Katze, die Sahne gewittert hat.

Gegen ihren Willen verspürt Édith eine plötzlich auffallende Zärtlichkeit für dieses vertraute, gierige Katzengesicht und muss lachen. »Also: Wir fahren nach New York.«

Momone bleibt misstrauisch. »Wir? Wer ist wir?«

»Wir, die ganze Truppe. Und du besuchst uns natürlich, sobald wir eingerichtet sind. Wenn du magst. Meinst du, ich lasse dich allein zu Hause? Wer weiß, was du hier alles anstellst!«

Ein zufriedenes Grinsen überzieht Momones Gesicht. Die Katze hat ihre Sahne gekostet. »New York, nicht schlecht. Du willst es wirklich der ganzen Welt beweisen, was? Und mich mit einem Kaffee abspeisen? *Garçon!*« Sie will Cognac bestellen.

»Für mich nicht, Momone, es ist zu früh.«

Momone lacht. Es klingt freudlos, eher verächtlich. Dann, als sie Édiths Blick sieht, wird sie scheinbar milder. Sie beugt sich vor und tätschelt ihren Arm. »Natürlich nicht, *mon amie*, du musst

dich schonen, deine Kräfte einteilen. Du willst doch nicht, dass es dir in New York ergeht wie im Oktober.«

Édith wird rot. Natürlich weiß die Freundin, wie ihr letztes Jahr mitten im Konzert die Stimme versagte. Und auch nicht wiederkam. Yves hatte einspringen müssen, ausgerechnet! Bei der Erinnerung daran wird ihr heiß und kalt gleichzeitig. »Ach was«, sagt sie, »wir haben etwas zu feiern.« Und ruft selbst lautstark nach dem Kellner. *Une fois n'est pas coutume*, lautet eine Redensart, einmal ist keinmal. Und wenn ihr auch einmal die Stimme versagte: Das wird sich nicht wiederholen, wird ganz sicher nicht zur Gewohnheit. Einmal zählt schließlich überhaupt nicht!

1935

Du willst doch da nicht wirklich hingehen?«, flüsterte Mome und zog Édith am Arm. Das Mädchen pustete sich den überlangen Pony aus der Stirn, der ihr schon in die Augen hing.

Das Gerny's war ganz anders als die Lokale, die sie üblicherweise besuchten. Hier drang keine Musik nach draußen, fehlten die üblichen Betrunkenen, das Erbrochene und die dunklen Flecken an den Häuserwänden ringsherum. Nirgendwo grölte ein Kerl, niemand, der mit ihnen scherzen oder, im Gegenteil, sie vertreiben wollte. Es war viel zu ruhig für einen Ort, an dem man sich doch amüsieren sollte. »Hier geht's ja zu wie auf'm Friedhof.«

Édith musste lachen. In ihrem löcherigen Pullover und mit dem wirren Haarschopf sah sie aus wie ein halbes Kind, doch ihre Stimme war volltönend wie die einer Erwachsenen. Jeder, der dies wilde, kleine Ding sah, fragte sich unwillkürlich, wo sie solch ein Volumen hernahm. »Weil's dir hier zu ruhig und zu sauber ist, is-ses gefährlich?«

»Klar.« Momone trat einmal gegen die Tür des Varietés, um zu testen, ob sie offen war. War sie nicht. »Wenn alle die Leute um dich rumhast, dann kann dich auch keiner abmurksen, verstehst du? Da gibt's viel zu viele Zeugen.«

»Als würde mich einer abmurksen wollen.«

Momone zuckte mit den Schultern. »Geht schneller, als man denkt.«

Beide betrachteten misstrauisch die Tür des Gerny's.

»Die Gegend hier gefällt mir sowieso nicht«, befand Momone und meinte damit entweder das ganze Achte Arrondissement oder nur Les Champs, vielleicht aber auch die Rue Pierre-Charron allein. Normalerweise sangen und tanzten die beiden in den Hinterhöfen von Ménilmontant, machten die Seitengassen von Pigalle unsicher oder gaben ihre Vorführungen auf den *trottoirs* von Belleville. Dort, ganz im Osten der Stadt, waren sie zu Hause. Warum sie ausgerechnet heute ganz gegen ihre Gewohnheit in den feinen Westen von Paris gekommen waren, konnten sie gar nicht genau sagen. Um mal was anderes auszuprobieren wahrscheinlich. Außerdem war ihr schmales Repertoire aus Moritaten und Gassenhauern in den Hinterhöfen so langsam bekannt, flogen die Geldstücke immer spärlicher aus den Fenstern. Bei ihrem Hotelwirt standen sie schon seit Wochen in der Kreide, und an die letzte warme Mahlzeit konnten sie sich kaum mehr erinnern.

Auf den Champs-Élysées kannte man sie nicht, das war wohl wahr. Es wollte ihnen aber auch niemand zuhören. Peinlich berührt hatten die gut gekleideten Herren und eleganten Damen ihre Blicke gemieden und waren an ihnen vorbeigehastet, ohne ihnen auch nur einen müden Sou zuzustecken. Dabei waren sie keine Bettlerinnen, sondern Straßenkünstlerinnen, verdammt. Das war ja wohl ein Unterschied!

Nein, das Ganze hatte sich als Reinform entpuppt, bis dann in der Rue Troyon dieser hinkende, gut gekleidete Mann stehen geblieben war und Édith zugehört hatte. Dieser Monsieur Leplée. Und sie für den kommenden Montag um vier Uhr nachmittags hierher bestellt hatte.

Jetzt waren die Mädchen gekommen, um sich den Laden schon mal vorab anzusehen.

»Da würd ich nich hingehen«, wiederholte Momone, »das war bestimmt ein Perverser. Obwohl ... Vielleicht springt noch mehr raus.« Sie zog die Fünf-Franc-Münze hervor, die der Mann ihnen gegeben hatte. Ein Perverser war gefährlich. Einer, der bezahlen konnte, etwas völlig anderes.

»Mal sehen«, erwiderte Édith vage. Bis Montag war es noch ewig hin, da konnte viel passieren. »Jetzt lass uns erstmal was essen gehen.«

»Und was trinken!«, ergänzte Momone und hakte sich unter, »wir haben schließlich was zu feiern. Du hast da diesen alten Kerl erobert ...«

»Der vielleicht pervers ist.«

»Genau. Den alten Perversen«, pflichtete ihr Momone bei, während die beiden auf die Avenue Montaigne abbogen. Von den Pasanten, die ihnen naserümpfend auswichen, nahmen sie keinerlei Notiz. »Auf jeden Fall fand er dich ... wie hat er's gleich so vornehm ausgedrückt? *Fabuleux*.«

»Ah, genau. Womit er nur recht hat, er ist doch 'n Kenner.«

»Nur sollste nicht so schreien und deine Stimme ruinieren.«

»Leicht gesagt, bei all dem Lärm. Hört mich doch keiner sonst.«

»Und ...« Momone imitierte die Stimme des Fremden, als sie ihn zitierte: »Du sollst ›dein Potenzial nicht vergeuden‹.«

Édith kicherte. »Ah, *oui*, das vergesse ich ständig, mein Potenzial! Was ist das überhaupt, verdammt noch mal?«

»Hat irgendwas mit deinem Po zu tun.«

»O nein, also doch ein Perverser! Ich armes, armes Mädchen!«

Die beiden lachten sich scheckig, während sie in Richtung Metro liefen. Es wurde langsam dunkel an diesem Oktobernachmittag, aus den Restaurants mit ihren viel zu weißen Tischdecken fiel Licht auf die Gehwege. Diesen Abend würden sie feiern, mit ihren Kumpels auf den Erfolg anstoßen. Und nächsten Montag, wer weiß, würde Édith noch einmal zu diesem Varieté fahren.

Auf den Erfolg!« Momone hebt ihr Glas.

Die Männer am Tisch tun es ihr gleich, und auch Édith folgt ihrem Beispiel, obwohl sie schon zu viel getrunken und zu wenig gegessen hat. Und mit ihren Gedanken weit weg gewesen ist: bei Papa Leplée, ihrem Entdecker, dem großzügigen Mann mit dem Hinken und den traurigen Augen, dem Gerny's und ihrer ersten Vorstellung auf einer richtigen Bühne vor einem richtigen Publikum. Eisige Stille hat ihren Auftritt begleitet, als sie in ihrem selbst gestrickten Pullover gesungen hat, von dem der linke Ärmel noch fehlte. Doch man hörte ihr zu. Auch das hat sie gespürt. Nicht ein einzelnes Lächeln war im Publikum zu sehen. Alle haben sie angestarrt, die Spatzengöre, *La Môme Piaf*, als Leplée sie angekündigt hat. Dann, nach ihrem Vortrag, nach Sekunden der Stille, die ihr ewig vorkamen, war der Applaus riesig, die Bravorufe hörten nicht auf.

»Auf Papa Leplée!«, murmelt Édith.

»Noch etwas Cognac?«, fragt sie der Mann neben ihr, kaum dass sie ausgetrunken hat. Er und sein Freund haben sich irgendwann zu ihnen gesetzt, auf Momones aufreizenden Augenaufschlag hin, der wie stets einer Einladung gleichkam. Es ist immer dasselbe: Wo Momone auftaucht, sammeln sich die »Bekanntnen«, die ihr Cognac anbieten, den Édith hinterher bezahlen muss.

»Nein, für mich nicht mehr«, wehrt sie ab, »ich muss nach Hause. Zu meinem Verlobten.« Wie fremd sich das anhört. Wie schön und gleichzeitig unerreichbar, fast so wie ein Traum.

Momone, in ein Gespräch mit dem anderen Mann vertieft, hört es glücklicherweise nicht.

»Ich lasse euch noch eine Flasche bringen«, sagt Édith, während sie aufsteht. Nur ganz wenig schwankt sie, sie ist stolz auf sich. Durst hat sie, sie braucht unbedingt Wasser, und sie hat Sehnsucht nach Jean-Louis. Will sich mit ihm versöhnen nach dem Streit

heute Morgen. Worum ging es überhaupt? Ach ja, um die Hochzeit, mal wieder. Es geht immer um die Hochzeit.

»Verlobt, soso«, sagt der Mann, die flüchtige Bekanntschaft, und greift nach ihr. Um den Ring zu betrachten und sich so eine Bestätigung zu holen oder um sie festzuhalten, das ist nicht ganz klar.

Édith ärgert sich über die besitzergreifende Geste und zieht ihre Hand rascher zurück, als sie gemusst hätte.

»Sag es ihm«, fordert Momone in diesem Augenblick. Sie hat ihre dicke Kostümjacke schließlich doch abgelegt und zwei Knöpfe der weißen Bluse darunter aufgeknöpft. Jetzt, wo sie etwas getrunken hat, sieht sie nicht mehr ganz so streng aus, der harte Zug um ihren Mund ist gemeinsam mit ihrem Lippenstift verwischt.

»Ich soll ihm was sagen?«, fragt Édith, die stehend nach dem Kellner winkt.

»Wo du herkommst. Wo wir beide herkommen. Aus der Gosse von Paris, o ja. Erzähl Franc hier ...«

»Eric«, verbessert der Mann, der trotz seines dünnen Haars und der Augenringe kaum älter als dreißig sein mag.

»Wem auch immer, erzähl ihm, dass wir beide einmal berühmt waren auf den Straßen von Belleville, was ja nun wirklich kein gutes Viertel ist, aber das hat uns groß gemacht, nicht wahr? Wahrhaftig.« Sie sieht mit leicht glasigem Blick zu Édith auf, der schütterere Mann neben ihr hat den Arm um sie gelegt. Er starrt ihr ungeniert in die Bluse.

Édith muss nicht antworten, weil in diesem Augenblick der Kellner kommt. »Eine Flasche noch und die Rechnung. Ich muss gehen.« Sie greift sich den Mantel, der über der Stuhllehne hängt, und murmelt ein schnelles *Au revoir*.

»Meine Halbschwester«, hört sie Momone noch prahlen, während sie zur Theke geht. »Wir fahren zusammen nach New York.« Sie sieht das Gesicht der Freundin dazu in der Tiefe des Spiegels, es trägt jetzt wieder diesen harten, berechnenden Ausdruck des Viertels, aus dem sie beide stammen.

Draußen vor dem Café muss Édith erst einmal durchatmen.

Der Cognac lässt sie immer noch schwindeln, also will sie zu den Taxiständen an der Rue de la Gaîté gehen. Es ist früher Nachmittag, die Mittagszeit gerade vorbei, die Kellner räumen das Geschirr und die Rotweingläser beiseite. Sie muss dringend etwas essen, sie muss Jean-Louis sehen. Mit ihm über New York sprechen, ihrer beider Zukunft, und damit die Erinnerungen vertreiben, die Momone stets wachruft. Wie Gespenster begleiten sie ihre Freundin, und während Édith sich ihnen früher nur allzu gern überließ, während sie damals wieder und wieder von ihnen in Besitz genommen wurde, sie von ihnen sang, ihre Kraft und Energie aus diesen Geistern zog, spürt sie in letzter Zeit immer größeres Unbehagen bei ihrem Anblick. Nein, sie will frei sein von diesen Schatten. Andere Lieder singen, neue Lieder, und New York wird die ideale Gelegenheit dazu sein.

Entschlossenen Schrittes macht sie sich nach Hause auf. Der Schwindel ist gänzlich verfliegen.

»Das nicht, das nicht, das schon gar nicht.« Notenblätter segeln auf den Boden wie Schneeflocken, rutschen über den Parkettboden bis unters Sofa. Noten, die Édith sowieso nicht lesen kann, Lieder, die sie nicht mehr will.

Es riecht muffig in ihrer Wohnung, abgestanden, nach Vergangenheit. Das Parkett ist verschrammt, und die Tapeten sind verblichen, ansonsten sieht es noch genauso aus wie bei ihrem Einzug. Die spärlichen Möbel drücken sich vernachlässigt an der Wand herum und halten gebührenden Abstand zu dem Flügel, der die Mitte des Raums einnimmt. Die Sonne scheint durch die großen Fenster und lässt den Staub zu einer unhörbaren Melodie tanzen.

»Das hier ist doch gut«, sagt Jean-Louis, der die Papiere geduldig wieder sammelt, und zeigt auf das oberste Blatt in seiner Hand. »*Les Deux Ménétriers*, die zwei Musikanten. Hat das nicht Damia gesungen?«

Édith blickt von dem Stapel Noten in ihrer Hand auf. »Ah, das war eines der ersten Chansons, das ich von ihr abgekupfert habe. Das haben Momone und ich damals in den Armeearacken zum

Besten gegeben, vor den Soldaten. Das Lied für die Toten. Um noch einmal zu leben, müssen sie auch noch einmal lieben. Und das wollen sie nicht.« Sie wirft Jean-Louis einen neckischen Blick zu. »Denn ihre fleischlosen Finger / Entblößten Herzen, die in Fetzen hingen ...«

»Fleischlose Finger? Fetzen? *Mon Dieu*. Da werden die Amerikaner wenig begeistert sein. Du hast recht: Das können wir nicht bringen.« Jean-Louis legt das Notenpapier zu den anderen, während Édith nur lacht und mit den Achseln zuckt.

»Nun, die Soldaten damals waren begeistert. Sie nahmen die Sache mit dem Umarmen recht wörtlich und wollten die Bühne stürmen, zerfetzte Herzen hin oder her. Aber die haben ja auch den Text verstanden.«

Darüber erlaubt sich auch Jean-Louis ein Grinsen, dann wird er wieder ernst. »Nun, das mit den Texten wird in der Tat ein Problem werden ...«

»Und mit der Botschaft. Die Zeiten des Legionärs und seiner Liebchen sind endgültig vorbei. Und auch die der armen jungen Huren und ihrer Träume ...«

»Was?« Jean-Louis erstarrt. »Du wirst den *Accordéoniste* nicht bringen?« Nach diesem Lied war er ihr damals verfallen – und beileibe nicht als Einziger aus dem Publikum.

Die Art und Weise, wie die Piaf über ein junges Mädchen singt, das in die Prostitution getrieben wurde und sich der träumerischen Liebe zu einem Akkordeonspieler hingibt, ist nicht nur meisterhaft, sie ist magisch! Édith, die sonst so sparsam mit ihrer Gestik umgeht, gibt der einsamen jungen Hure mit ihrem ganzen Körper Gestalt. Fügt sich zunächst in ihr Schicksal, die Hände auf die Hüften gestemmt: *Das Freudenmädchen ist schön*. Nach getaner Arbeit geht auch sie ein wenig träumen: Édith flattert hoffnungsvoll mit den Fingern empor. Sie hört dem Akkordeonspieler zu, aber sie tanzt nicht, ballt nur die Fäuste, die den Rhythmus schlagen, spürt die Musik, sie geht ihr unter die Haut, überallhin, Édiths Hände gleiten über ihren Körper. Sie schließt die Augen, der Rhythmus pulst. Sie will singen / Empfindet es mit jeder Faser /

Ihr ganzes Wesen ist angespannt / Ihr Atem stockt ... Und das tut auch Édith. Die Anspannung ist mit Händen greifbar, beinahe unerträglich: *Sie ist verrückt nach dieser Musik.*

Dann die nächste Strophe. *Das Freudenmädchen ist traurig:* Ihr Akkordeonspieler ist Soldat geworden. Sie träumt, und Édiths Finger greifen Luft, von einem Leben mit ihm, sobald er zurückkehrt. Wieder hört sie die Musik, diesen Rhythmus, der ihren Körper durchflutet, und dieses Mal will sie weinen. *Empfindet es mit jeder Faser / Ihr ganzes Wesen ist angespannt / Ihr Atem stockt ...* Wieder der Höhepunkt, Édith mit verzerrtem Gesicht.

Schließlich ist das Freudenmädchen allein, der Akkordeonspieler ist nicht aus dem Krieg zurückgekehrt. Jetzt ist da ein anderer Künstler, und wenn sie die Augen schließt, kann sie die langen, schlanken Finger fast wieder sehen, die Musik hören, die ihr unter die Haut kriecht. *Sie will schreien / Empfindet es mit jeder Faser.* Und dieses Mal, um zu vergessen, beginnt sie zu tanzen, sich zu drehen ... *Die Musik anhalten! Stopp!* Mit diesem verzweifelten Schrei endet das Lied.

Die Töne verstummen und lassen das Publikum jedes Mal schauernd und sprachlos zurück.

»Du kannst nicht auf den *Accordéoniste* verzichten! Das Lied ist ... Ich weiß auch nicht, es ist einzigartig, wie für dich gemacht. Du verkörperst dieses Lied!« Jean-Louis ist außer sich, doch Édith verzieht nur spöttisch den Mund.

»O nein, *mon amour*, ich verstehe dieses Lied, es greift nach mir, es fließt durch mich hindurch. Aber jetzt, mit dir«, und sie hängt sich an seinen Hals und sieht ihn mit ihren großen Augen an, »in New York werde ich eine andere sein«, sagt sie und ist sich mit einem Mal so siegesgewiss wie selten zuvor. »Dort werde ich die Frau sein, die tanzt und nichts bereut.«